

Der Feind als Waffe und Wahn : vom Überleben der Feindbilder in 'friedlichen' Zeiten

Autor(en): **Brasser-Moser, Ruedi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **9 (1989)**

Heft 17

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-651850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Feind als Waffe und Wahn

Vom Überleben der Feindbilder in ‚friedlichen‘ Zeiten*

„Div Däniker wirft die Frage auf, ob das von Prof. Dubs vorgetragene Modell alle Problemstellungen abdecke. Vor allem das Bedrohungsempfinden schwinde; es sei ja – angeblich – kein Feind mehr da! Es fehle wohl weniger an der Methode, wie psychologische Abwehr zu betreiben sei, als an Argumenten, die ankommen: Niemand glaubt uns mehr!“ (1)

I

In den lauen Winden des politischen Tauwetters scheint das Feindbild Sowjetunion in breiten Bevölkerungskreisen langsam dahinzuschmelzen, und militärische Bedrohungsängste werden abgebaut. Laut einer vor kurzem veröffentlichten Umfrage halten nur noch 27 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer eine Bedrohung der Schweiz durch ein kriegerisches Ereignis für wahrscheinlich. Umgekehrt ist der Anteil derjenigen, die auf die Armee zu verzichten bereit sind, auf etwa denselben Anteil gestiegen (2).

Kürzlich war zudem zu vernehmen, dass bei einem der Renommierstücke der amerikanischen Waffentechnologie – der Lenkwaffe des Typs Stinger, mit der auch die Schweizer Armee ausgerüstet werden soll – Schwierigkeiten im elektronischen ‚Freund-Feind-Erkennungssystem‘ aufgetaucht sind. Haben die Verwirrungen um das herkömmliche Feindbild, die durch Gorbatschows ernst zu nehmende Abrüstungspolitik, Glasnost und Perestrojka in der menschlichen Software aufgekeimt sind, auch auf die militärische Hardware übergegriffen?

So arg ist es nicht. Jedenfalls nicht für die Schweiz, hat diese doch das elektronische Freund-Feind-Erkennungssystem noch gar nicht bestellt. Offenbar glaubt man hierzulande in Offizierskreisen, resistent zu sein gegen den Abrüstungsfimmel und den ihn begleitenden Feindbildschwund. Dies suggeriert zumindest Divisionär Gustav Däniker, zurückgetretener Stabschef Operative Planung, wenn er neulich apodiktisch festhielt: „Gorbatschow hat uns das Feindbild nicht genommen“ und ausführt: „... er hat dessen Berechtigung vielmehr zunächst einmal voll bestätigt.“ (3)

Damit ist Däniker nicht der einzige, der – dem angeblichen Zeitgeist zum Trotz – am Feindbild festhält. Die Nuancen, in denen dies geschieht, variieren vom vagen „zwar-aber“ (4) bis zur unverwüstlichen Projektion von Eroberungswünschen, die in jeder Demokratisierung und selbst in einseitigen Abrüstungsschritten den arglistigen Täuschungsversuch des Wolfs im Schaf-

pelz erblickt (5). Es wäre nun gewiss falsch, in Dänikers Äusserungen nur einen unverbrüchlichen Antikommunismus durchschimmern zu sehen, dessen Fixierung auf ein liebgewonnenes Feindbild den Verzicht darauf verunmöglicht. Zwar hören wir auch von ihm ähnliche Töne. So schreibt er etwa über die psychologische Kriegsführung: "Was die Sowjetunion seit 1945 trotz gelegentlichen Rückschlägen in diesem Bereich zustandegebracht hat, ist mehr als erstaunlich, es zeigt nicht zuletzt, dass es möglich ist, mit der gezielten Manipulation von Wahrnehmungen und Bewusstseinsinhalten zu manövrieren wie mit Panzerkolonnen und Bombergeschwadern. Der eiserne Vorhang war jahrzehntelang nur nach einer Seite hin durchlässig und auch heute gelingt es überraschend gut, Glasnost und Perestrojka im Westen darzustellen, während im Osten die Diskussion praktisch ausschliesslich mit dem Ziele geführt wird, den Sozialismus im Geiste Lenins und teilweise sogar Stalins neu zu festigen und damit wieder schlagkräftig zu machen." (6)

Wer jedoch Däniker – und anderen – unterstellt, sie hielten bloss an diesem traditionellen Feindbild 'des bösen Russen' fest, macht es sich zu einfach. Denn damit wird ein Wandel unterschlagen, dem die Wahrnehmung von Feinden und von Bedrohungen in den letzten Jahrzehnten unterworfen war. Um nicht eigenen Vorurteilen zu verfallen, darf die Feindbildanalyse gerade solche Differenzierungen nicht vernachlässigen.

II

Der angesprochene Wandel äussert sich in einer Doppelung des Feindbildes. Dieses wird zum einen auf einer ideologischen, zum anderen auf einer strategisch-militärischen Ebene verankert. Die Feindbilddiskurse auf beiden Ebenen sind ineinander verwoben und stützen sich gegenseitig. Als gesonderte lassen sie sich nur durch eine perspektivische Rekonstruktion erfassen.

Der ideologische Diskurs beruht auf unterstellten Absichten des Feindes. Im Kontext des Systemgegensatzes und des Kalten Krieges wurde dabei stets ausgegangen von einem sowjetischen Expansionismus, der dem leninistisch-stalinistischen System eigen sei, wie umgekehrt auch die Sowjetunion von einem aggressiven, imperialistischen Hegemoniestreben des Westens sprach (7).

Orientieren wir uns an der von Sam Keen vorgelegten Phänomenologie von Feindbildern, so knüpft das hier zum Ausdruck gelangende Bild an den Feind als Angreifer, Barbar, Verbrecher, Vergewaltiger, Folterer, gefräßige Bestie, Krankheitserreger, als Tod und an den Feind Gottes und des Abendlandes an (8). Diese traditionellen Feindbilder wurden allerdings in der Nachkriegszeit kaum mehr so hemmungslos und in so drastischer Form auf die einzelnen Menschen im 'kommunistischen Machtbereich' projiziert, wie dies noch in den Weltkriegen der Fall gewesen war. Stattdessen rückte der totalitäre, menschenfeindliche und imperialistisch-expansive Charakter des Systems in den Vordergrund. Die durch Feindbilder bewirkte Entmenschlichung des Gegners erfolgt so weniger durch Dämonisierung und

Zuschreibung von Bestialität und Grausamkeit als durch die Verwandlung des Gegners in ein gesichtsloses System. Dem entspricht im Kalten Krieg ein auf den Systemgegensatz zugeschnittenes Weltbild. Und im Zuge einer Totalitarismuskonzeption, die in den späten 40er und den 50er Jahren dazu beitrug, stark vereinseitigte Vorstellungen des Nationalsozialismus auf das Feindbild "Kommunismus" zu übertragen, wurde den sozialistischen Regimes und ihrer Ideologie vorgeworfen, ihre Bürger selber zu Nummern, zu recht- und gesichtslosen Teilen einer Masse gemacht zu haben. "The communist soldier is a weapon – not a human", hiess es entsprechend in einer amerikanischen Anzeige (9).

In diesem Zitat wird eine weitere Dimension der Entpersonalisierung von Feindbildern sichtbar, die mit der rüstungstechnologischen Entwicklung in diesem Jahrhundert zusammenhängt. Das Feindbild dient nicht mehr dazu, durch personalisierte Dämonisierung Tötungshemmungen einem individuellen Gegner gegenüber abzubauen. "Die Herstellungsform der Vernichtung hat sich geändert. Der Vernichtungsvorgang ist automatisiert, nach Entfernung und Grössenordnung ist das Ziel ein Abstraktum. Dem genügt ein ähnlich abstraktes und weitgehend depersonalisiertes Feindbild." (10) Paul Virilio fasst diesen Wandel in die einprägsame Formel: "Das face à face der Gegner machte einem unmittelbaren interface Platz." (11) Der Feind wird als Waffe oder als Waffensystem wahrgenommen und verliert damit nicht nur sein Gesicht, sondern auch seine Maske des Barbar oder der Bestie. Bildhafter Ausdruck der auf den Feind projizierten Gewaltphantasien ist nicht mehr sein blutrünstig verzerrter Gesichtszug, sondern – Feindbild und Selbstdarstellung gleichen sich hier an – die Explosionskraft der Atombombe, die Leistungsschau der Militärparade (12). Der Feind erscheint nurmehr als gesichtsloser Bestandteil eines gegnerischen Vernichtungsapparates, als Figurant einer umfassenden Bedrohungslage, wie sie sich im Patt des atomaren Overkills manifestiert. Das Gefühl der Bedrohtheit braucht nicht mehr am barbarischen Charakter eines Feindes ausgemacht zu werden, sondern es liegt begründet in einem irrationalen, aberwitzigen Vernichtungspotential, das seine Rechtfertigung erhält im "rationalen Wahn" des Systems der gegenseitigen Abschreckung (13). Der Feind erscheint so als System von Waffe und Wahn. Die technologische Entwicklung von Waffensystemen ist zudem soweit fortgeschritten, dass das menschliche Auge zur Scheidung von Freund und Feind sich einer ganzen "Logistik der Wahrnehmung" (P. Virilio) bedienen muss. Daher die Notwendigkeit elektronischer Feinderkennungssysteme. Versagen diese, so wird deutlich, dass nicht die Waffen des anderen allein bedrohlich sind, sondern das System der Waffen schlechthin. Dann erweist sich – vor allem in der Optik der Friedensbewegung – das Bedrohliche nicht als 'Feind' sondern als System von Waffe und Wahn des Glaubens an die Waffe.

Im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen ideologischem und strategisch-militärischem Feindbilddiskurs können wir hier von einer Schnittstelle sprechen. Das politische System kann auf der ideologischen Ebene aufgrund von (unterstellten) Absichten beurteilt und als bedrohlich und feindlich er-

klärt werden. Wird der Feind als Waffe bzw. als Waffensystem wahrgenommen, so ergibt sich dessen Bedrohlichkeit auch ohne dass diese unmittelbar aus den verlautbarten politischen Absichten hervorgehe. Durch die Verlagerung der Feindbildbegründung von einem ideologischen auf einen militärisch-technologischen Diskurs wird versucht, das Feindbild zu objektivieren. Ausgegangen wird dabei von der Auffassung, dass das Ausmass der Bedrohung nicht durch geäusserte oder unterstellte Intentionen eines möglichen Gegners, sondern durch das ihm verfügbare Vernichtungspotential bedingt sei.

Aus solchen Bemühungen der Objektivierung folgt auch eine neue Sprachregelung. Man vermeidet es, von Feindbildern zu sprechen, und hält sich statt dessen an die von den bestehenden Waffen ausgehende Bedrohung (14). Diese sei, so G. Däniker, "nicht lediglich eine Wahrnehmung oder gar ein 'Feindbild', das man sich macht, um die eigene Gewaltbereitschaft zu legitimieren; sie ist vielmehr unserer heutigen und ganz sicher auch der künftigen Welt inhärent, solange es nationalstaatliche Interessen, nationale und substaatliche Machtansprüche, totalitäre Weltanschauungen und alleinseligmachende Religionen gibt." (15) Die eigene Bedrohungswahrnehmung erscheint nicht bloss gesäubert von emotionalen Feindbildaffekten, sondern sie wird gleich auch verwurzelt in der angeblichen Unabänderlichkeit einer nationalstaatlichen Weltordnung. Die Beständigkeit von Feindbildern bzw. die Bedrohlichkeit potentieller Feinde ist nicht mehr von politischen Kontingenzen wie Entspannungskonjunkturen abhängig, sondern sie ergibt sich aus weltanschaulichen Prämissen und aus dem Stand und der Verbreitung der Rüstungstechnologie (16). Diese Waffenarsenale wiederum sind durch verifizierbares Raketenzählen quantifizierbar. Der potentielle Gegner wird so einerseits zur berechenbaren Grösse erklärt. Ein Ausdruck dieser Berechenbarkeit ist die Unterstellung rationalen Handelns, die der Konzeption der (atomaren) Abschreckung zugrunde liegt. Andererseits muss man dem Gegner, gemäss den Geboten des Worst-case-Denkens, das Schlimmste und Irrationalste zutrauen (17).

Was auch immer die andere Seite tut, es ist stets auch so aufzufassen, als wolle sie damit einem selbst den grösstmöglichen Schaden antun. Selbst die Wahrnehmung von Abrüstungsschritten bleibt so dem Freund-Feind-Schema verhaftet. In diesem Sinne schreibt etwa G. Däniker: "Dass Gorbatschew den primär von wirtschaftlichen Sachzwängen diktierten militärischen Rückzug mit allerhand psychologischen Attacken zu verschleiern und den Westen zur Selbstschwächung zu veranlassen sucht, ist nur natürlich." (18) Wenn dem andern solches zugetraut werden muss, ist Vertrauensbildung schlechthin in Frage gestellt.

Vertrauensbildung ist dagegen in einem anderen Bereich gefordert, in dem das Freund-Feind-Schema ebenfalls zu spielen hat. Wenn die bestehende Bedrohung nicht mehr durch verzerrende Feindbilder sondern durch Waffen symbolisiert und materialisiert wird, so kann das genau genommen nur auf die Waffen von potentiellen Gegnern zutreffen. Nicht aber auf die 'eigenen'. Was für die Friedensbewegung zutrifft, dass unterschiedslos alle

Waffen als Verkörperung eines (lebens-)feindlichen Prinzips aufgefasst werden, darf für die Armee nicht gelten. Deshalb spielt das Vertrautwerden mit der 'eigenen' Waffe eine so grosse Rolle. Der Militärpsychologe R. Steiger spricht in diesem Zusammenhang gar von "vertrauensbildenden Massnahmen", die auch die Kampfmotivation steigern würden (19). Aber auch in der Öffentlichkeit sollen die 'eigenen' Waffenarsenale trotz ihrer offensichtlichen Bedrohlichkeit Schutzgefühle und Vertrauen hervorrufen. Versucht wird dies durch einen in den letzten Jahren zunehmenden "Militärpopulismus" (20).

Gefragt ist also ein unterschiedlicher Massstab, mit dem 'fremde' und 'eigene' Waffen beurteilt werden. Besonders krass wird dieser, wenn die Wahrnehmung der Offensivfähigkeit zur Debatte steht. Die Waffen des potentiellen Gegners erscheinen als bedrohlich, währenddem die 'eigenen' friedenssichernd sind. Beim andern wird von der Qualität der Rüstung auf die Fragwürdigkeit seiner Motive geschlossen; im eigenen Land legitimiert die Fraglosigkeit der Motive jegliche Qualität der Rüstung. Auch die Schweiz ist hier nicht auszunehmen. J. Galtung hat im Zusammenhang mit der Beschaffung von Leopard 2-Panzern schon darauf hingewiesen, dass die zunehmende Mechanisierung der Schweizer Armee die offensiven Operationsmöglichkeiten stärkt, was auch provozierende Wirkungen zeitigen könne (21). Mit der Beschaffung von F-18 Kampfflugzeugen wird dieser Kurs weiter verfolgt. Diese dienen – so A. Stahel, Professor an der Militärschule der ETH – als "Mittel für die Zerschlagung der Raketenstellung und damit für offensive Einsätze gegen die Ziele im rückwärtigen Raum der sowjetischen Front". Wenn damit, wie Stahel dies tut, eine Orientierung an einer "Konzeption der Vorwärtsverteidigung" gesucht wird (22), so reiht sich die Schweiz nicht nur von der Ausrüstung, sondern auch von der Strategie her in die NATO ein. Das scheint auch den Vorstellungen G. Dänikers zu entsprechen, der analog zur schweizerischen EG-Formel auch für die Sicherheitspolitik postuliert: "Bündnisfähig sein, um in kein Bündnis gezwungen zu werden." (23)

Die Verlagerung des Diskurses über Bedrohung auf eine vordergründig objektivierende strategisch-militärische Ebene führt zurück auf vorurteilshafte Einstellungen, die schon das angeblich überwundene Feindbild geprägt hatten. Krass zum Ausdruck kommt das auch in der in der letzten Zeit hervorgehobenen Bedrohung durch die "Diversion". Gemeint ist eine strategisch angeleitete Form der indirekten Kriegsführung, welche die verschiedenen Elemente von Sabotage, Spionage, Terror, Verunsicherung usw. in sich vereinigt. Mit der Typisierung dieser Bedrohungsform soll der Entwicklung Rechnung getragen werden, dass sich Krieg und Frieden immer weniger klar voneinander unterscheiden (24). Nicht nur der Feind hat sein klar konturiertes Gesicht verloren, sondern auch der Krieg. In einer kürzlich veröffentlichten Broschüre der Festungsbrigade 23 zum Thema "Diversion" wird dieser Zusammenhang so umschrieben:

"Wann beginnt der Krieg?"

Vielleicht hat er bereits begonnen. Denn wir werden beobachtet von gegne-

rischen Agenten. Diese tarnen sich als

- Touristen
- Chauffeure
- Flüchtlinge
- Monteure
- Uniformierte usw.“ (25)

Und unter der Titelfrage “Was erwartet uns?“ heisst es über die Diversionsskommandos, die einzeln oder in Verbänden von 3 bis 5 Personen agieren würden:

- “– Sie kennen keinen Frieden. ...
- Sie operieren mit Hilfe einheimischer Sympathisanten oder erzwingen sich Informationen und Mittel durch Erpressung von Ortsansässigen.
- Sie sind verschlagen, listig, gut ausgebildet, intelligent, körperlich trainiert und weitgehend ‘verhörfest’. ...
- Sie kennen die Landessprache, den örtlichen Dialekt, unsere Standorte, unsere Anlagen und die Gegend im Detail. ...
- Sie handeln rücksichtslos und mit äusserster Brutalität.
- Sie morden skrupellos, wenn sie in Bedrängnis geraten.“

Das hier präsentierte Feindbild kann ebensogut auf den ‘bösen Nachbarn’ wie auch auf einen beliebigen Kino- oder Fernsehhelden zutreffen. Die unspezifische Charakterisierung setzt dem Feind die Allerweltsmiene als Maske auf und macht ihn so unsichtbar. Damit er überall vermutet werden kann, darf er sein wahres Gesicht nicht zeigen. Und gerade das macht ihn so gefährlich! Das Prinzip Feind findet seine beste Tarnung in der Alltagsmaske von dir und mir. Der Feind hat sein Gesicht verloren, sodass stets hinter jedem und jeder ein Agent des abstrakten gegnerischen ‘Systems’ zu befürchten ist. “Da hilft nur eins:“, wird in der Zeitung der Festungsbrigade 23 gefolgert, “eine gesunde Portion Misstrauen.“ (26) Spätestens hier ist auch auf der mentalen Ebene die Grenze zwischen Frieden und Krieg verwischt worden: Das Denken im Freund-Feind-Schema bemächtigt sich des Alltags. Mit der Verinnerlichung dieses Feinddenkens wird die Voraussetzung geschaffen für die Identifizierung und Ausgrenzung des ‘inneren Feindes’ (27). Der vermeintlich objektivierende strategisch-militärische Diskurs der Bedrohungslage entpuppt sich als totales Feinddenken. In Diskursen, die anstelle von ‘Feindbildern’ Begriffe wie ‘Feindlage’, ‘Bedrohungsbild’ oder ‘Bedrohungsspektrum’ verwenden, wird das Freund-Feind-Schema nicht überwunden, sondern bloss totalisiert. Die Glaubwürdigkeit von feindlicher Bedrohung wird somit nicht nur unabhängig gemacht von den Unwägbarkeiten der Konjunkturen politischer Entspannungsprozesse. Darüber hinaus wird “das Feindbild als totales ... zum generellen Interpretationsschema für die politische Realität“ (28).

III

Diese Verinnerlichung des Feinddenkens beruht jedoch nicht nur auf einer strategisch-militärischen Bedrohungswahrnehmung, sondern sie liegt

auch in Welt- und Geschichts- und Selbstbildern begründet, die das Freund-Feind-Schema zur universalen und ahistorischen Konstante erklären. Meist handelt es sich um mehr oder weniger elaborierte Aufbereitungen von Alltagsformeln, wie: "der Mensch ist halt so", "jeder ist sich selbst am nächsten", "nur durch Stärke ist man sicher", "es ist schon immer so gewesen" usw. (29). Hier können, sozusagen als Mustersammlung, nur einige wenige dieser Argumentationsstrategien vorgestellt werden.

Der Rückgriff auf durch theologische Anleihen gestützte anthropologische Theorien des Machttriebs gehört zu den billigeren und daher auch häufig anzutreffenden. So auch in der NZZ: "Noch starrt die Welt in Waffen, und noch sind die Machttriebe nicht ausgerottet - wahrscheinlich werden sie das nie sein, weil sie einen Teil des Bösen im menschlichen Wesen bilden, wie dies die Schöpfungsgeschichte bereits symbolisiert." (30)

Eine ausgefeiltere Variante bietet K. Spillmann, Professor für Sicherheitspolitik und Konfliktforschung an der ETH. Angesichts eines Menschen, der wie Janus zwei Gesichter habe, friedlich und kriegerisch zugleich, sei ein "Denken in Widersprüchen" nötig. Dieses habe davon auszugehen, dass neben den kommunikativen Verfahren der Konfliktaustragung ohne Gewalt auch die Mittel der Gewalt, d.h. die Waffen und die Armee bereitstehen müssten. Ein "Denken in Alternativen, in Gegensätzen 'Entweder-Oder'" erweise sich "als der Realität nicht angemessen". Gefragt sei "eine Politik des Sowohl-als-auch" (31).

Problematisch ist diese Position, weil hier die in der Natur des Menschen begründete Konflikthaftigkeit des Menschen kurzgeschlossen wird mit der Legitimation einer Form der Konfliktaustragung durch Androhung oder gar Anwendung moderner Massenvernichtungsmittel. Gerade angesichts derselben ist ein Denken in Alternativen unabdingbar. Wer hier ein "Denken in Widersprüchen" im Sinne einer "Politik des Sowohl-als-auch" fordert, banalisiert und übertüncht bloss die Widersprüchlichkeit und Zerrissenheit einer Gegenwart, in der es auf lange Sicht keine Alternative zur Überwindung des Krieges gibt. Solches "Denken in Widersprüchen" nimmt die Widersprüchlichkeit hin und verhindert es, dagegen Widerspruch anzumelden. Banalisiert wird, was im Sinne einer echten Konfliktfähigkeit ein Denken und Leben in Widersprüchen auszeichnen könnte: Der Widerspruch des Lebens gegen die Maschinerie des Todes. Unter diesem Gesichtspunkt erweist sich das zunächst konflikttheoretisch anmutende Konzept Spillmanns auf der politischen Ebene als Ausdruck der Konfliktverdrängung. Das anthropologisch begründete "Sowohl-als-auch" gerät zur entlastenden Legitimation des Status quo. Das gleichzeitig vorgebrachte Postulat der Konfliktfähigkeit wird dann zur zynischen Aufforderung, die realen Widersprüche als Schizophrenie in den eigenen Kopf zu verpflanzen, wo damit allenfalls psychotherapeutisch fertig zu werden ist.

Ein Feinddenken wird jedoch nicht nur durch weltanschauliche Prämissen verinnerlicht, sondern auch durch das Bild, das eine Gesellschaft sich von sich selbst und von ihrer Geschichte macht. Solche Selbstbilder beruhen immer in irgendeiner Art auf einer Abgrenzung nach aussen. Dabei ist zu beto-

nen, dass das Unterscheiden zwischen In-group und Out-group an sich nicht fragwürdig ist. Problematisch werden können vielmehr erst die Bedeutungen, die dieser Differenz zugesprochen werden.

Auf der politischen Ebene ist diese Differenz nationalstaatlich organisiert. Mit der Abkehr von einem kosmopolitischen Nationalismus, wie er noch im 19. Jahrhundert vorhanden war, zu einem "integralen Nationalismus" (32), verlor die nationale Selbstwahrnehmung ihre universalistische Dimension. Die eigene Nation wurde zur absolut und als Selbstzweck gesetzten Überlebenseinheit. Die anderen Nationalstaaten werden als potentielle Konkurrenten und Feinde wahrgenommen (33). In die Differenz von In-group und Out-group fließt damit zum vornherein ein Gefühl der äusseren Bedrohtheit ein.

Innere Geschlossenheit und Wehrhaftigkeit bilden deshalb die Voraussetzung für die Selbstbehauptung der Nation und müssen sich entsprechend auch im Selbstbild niederschlagen. Dies ist der Fall, wenn der Bundesrat in seiner Botschaft zur Armeeabschaffungsinitiative daran festhält, dass "das Wort 'die Schweiz hat keine Armee, sie ist eine Armee'" eine bewunderungswürdige "Realität" beschreibe (34). Wie stark versucht wird, im nationalen Geschichtsbild die Elemente der Wehrhaftigkeit und der nationalen Geschlossenheit zu verankern, geht auch aus den Auseinandersetzungen um die jüngsten 'Schlachtfeiern' und um das umstrittene Projekt "Diamant", das Jubiläum der Generalmobilmachung von 1939, hervor. Es würde wohl zu kurz greifen, diese Versuche nur vor dem Hintergrund der GSoA-Initiative zu interpretieren. Sie reihen sich ein in die Bemühungen, durch Rückgriff auf Mythen und Traditionsbestände den Schwund der Identifikation mit einem nationalstaatlich verfassten Kollektiv zu kompensieren. Gleichzeitig sind sie auch verankert in dem nach wie vor für die schweizerische Gesamtverteidigungspolitik grundlegenden Dissuasionskonzept, das der Selbstdarstellung einen zentralen Stellenwert zumisst (35).

Die Wirksamkeit der "Dissuasion" soll darauf beruhen, wie sich die Schweiz gegenüber potentiellen Angreifern präsentiert und wie diese Selbstdarstellung aufgefasst wird. Es geht darum, dass sich die Schweiz in das strategische Kalkül von Drittmächten einschaltet. Mit den Worten von Divisionär G. Däniker, der schon den Bericht von 1973 massgeblich gestaltet hat: "Dissuasion steht und fällt mit dem Urteil des Auslandes." (36) Die Dissuasion richtet sich – zumindest formell – gegen das Ausland aller Himmelsrichtungen, dem Anspruch folgend, dass angesichts der Neutralität und der umfassenden Bedrohung spezifische Feindbilder sich erübrigen. Die im Feindbild kondensierten Vorurteile werden so gewissermassen abgelöst durch das Bestreben, zum Vorbild im Feindurteil zu werden. Das Muster des Feinddenkens wird dadurch nicht überwunden. Die vorurteilshafte Einstellung, alles Andere und Fremde als potentiell feindlich anzusehen, wird vielmehr gerade konserviert durch die Bemühung, im Feindurteil als Vorbild abzuschneiden.

Um dieses Urteil zu steuern, muss die militärische Stärke zu einem zentralen Inhalt der Selbstdarstellung werden. Die davon ausgehenden Signale

müssen dem ‚Ausland‘ kommuniziert werden, „dissuasive Kommunikation“ nennt sich das (37). „Diese Signalwirkung und Beeinflussung wird einerseits von materiellen und zeitlichen, also primär quantitativen Faktoren abhängen, andererseits aber ebenso von qualitativen Faktoren wie dem mutmasslichen Kampfgeist der Armee, dem Durchhaltewillen und der Durchhaltefähigkeit der Truppe, der Fähigkeit des Soldaten, Strapazen und Leiden zu ertragen usw. Nicht zu unterschätzen sind auch kriegerische Eigenschaften wie etwa der Ruf, brutal, verschlagen und unnachgiebig zu sein.“ (38) Die nationale Selbstdarstellung läuft in dieser Optik stets Gefahr, unter das Primat der Dissuasion gestellt zu werden. Und dies besonders dann, wenn – wie das in der Schweiz oft der Fall ist – Armee und Nation zur unauflöslchen Einheit stilisiert werden.

Das Konzept der kommunikativen Dissuasion betrifft nun aber nicht nur die Selbstdarstellung und Abgrenzung nach aussen, sondern es hat auch Konsequenzen für das Selbstbild im Innern der Gesellschaft. Auch dieses gilt als Funktion einer zu optimierenden Dissuasion. Deshalb ist alles auszugrenzen und letztlich zum ‚inneren Feind‘ zu erklären, was die angestrebte Abhaltewirkung beeinträchtigen könnte. Wer davon betroffen ist, wird deutlich, wenn man sich daran erinnert, dass die Glaubwürdigkeit als primäre Voraussetzung der Dissuasion auf dem aufbauen können muss, was Däniker den „sicherheitspolitischen Konsens“ nennt (39). Dissens wird so zur Dissidenz gestempelt, die minimiert werden muss, da sie ihrerseits die Dissuasionswirkung verringere und damit letztlich – zumindest fahrlässigerweise – den Bestand von Staat und Nation gefährde. Damit werden die Dissidenten zu Feinden, gegen die man sich wehren muss. Sie werden zu freiwilligen oder unfreiwilligen Agenten in der psychologischen Kriegsführung, zur fünften Kolonne oder zu nicht weniger gefährlichen naiven und nützlichen Idioten gestempelt. Das verinnerlichte Feinddenken, das sich nach aussen hin ein Bilderverbot auferlegt hat, fällt zurück nach innen und (er)findet den inneren Feind.

IV

Wenn hier verschiedene Überlebensstrategien von Feindbildern in ‚friedlichen‘ Zeiten aufzuzeigen versucht worden sind, so sollte nicht der Eindruck erweckt werden, als ob von militärischer Seite die Abrüstungsbestrebungen nicht wahrgenommen und nicht positiv gewürdigt würden. Vielmehr ging es darum anzudeuten, dass Feindbilder nicht einfach in einer ideologisch vorgeformten, jederzeit korrigierbaren Wahrnehmung eines anderen wurzeln, sondern vielschichtig verflochten sind mit strategisch-militärischen Entwicklungen und mit Welt-, Geschichts- und Selbstbildern. Und oft erweist sich das Raster dieses Geflechts als Gitterwerk von Denkgefängnissen. Dann etwa, wenn die Ansätze zu einer offenen, humanitären Aussenpolitik einem engen Verständnis der Sicherheitspolitik einverleibt werden. Oder dann, wenn die Neutralität nicht als Ausgangspunkt einer solchen Politik dient, sondern zur Rückzugsbastion wird. Die Befangenheit in diesem Raster ma-

nifestiert sich wohl am stärksten im Bekenntniszwang, der in der Schweiz wirksam wird, wenn es um die Haltung gegenüber der Armee geht. Die Absage an die Gleichsetzung von Volk und Armee, an die Identifizierung der Schweiz mit der Armee wird als Absage an die Schweiz schlechthin gewertet.

Militärisch-strategisch gesehen wäre die Schweizer Armee wohl nicht jene, die zur Aufhebung der „organisierten Friedlosigkeit“ (40) in Europa zuerst abzuschaffen wäre. Es scheint aber, angesichts der sie bergenden Denkgefängnisse von Feindbildern und Feinddenken, dass nicht früh und gründlich genug ihre Abschaffung auf die Tagesordnung zu setzen ist. Freilich nicht, um die Bekenntniszwänge mit umgekehrten Vorzeichen zu erneuern. Und schon gar nicht, um plebiszitäre Macht auszuspielen. Vielmehr geht es darum, jene Widerstände offenzulegen, die einer offenen, nicht der Gesamtverteidigung einverleibten Friedenspolitik der Schweiz im Wege stehen.

* Dieser Aufsatz beruht auf einer vom ‚Frauenfriedens-Fonds‘ und vom ‚Forum für praxisbezogene Friedensforschung‘ unterstützten Studie, die kürzlich im ‚Friedensforum Verlag‘ erschienen ist: Vorurteil im Feindbild – Vorbild im Feindurteil. Überlegungen zu Vorurteilen, Selbst- und Feindbildern in der Schweiz, Basel, 1989. (160 S., Fr. 16.—, zu beziehen bei FpF, Postfach 508, 4021 Basel oder im Buchhandel)

Anmerkungen

- 1) F.A. Seethaler in der Zusammenfassung einer Diskussion des Schweizerischen Arbeitskreises Militär+Sozialwissenschaften, in: SAMS-Informationen 12/1988, S. 31.
- 2) Vgl. Der Schweizerische Beobachter Nr. 10, 12. Mai 1989.
- 3) Weltwoche, 4. Mai 1989.
- 4) Vgl. R. Brassel a.a.O., S. 87ff.
- 5) So beispielsweise der Informations- und Pressedienst Nr. 9 der ‚Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (AUNS)‘ vom April 1988, der – „den bürgerlichen Anpassern zu Gemüte“ – den ehemaligen Sekretär der EKKI, Dimitrij Manuilskij, zitiert, der 1931 gesagt haben soll: „Um zu siegen, bedürfen wir eines Elementes der Überraschung. Das Bürgertum muss eingeschlafert werden. Wir werden deshalb damit beginnen, die theatralischste Friedensbewegung zu entfachen, die jemals existiert hat. Es wird erregende Vorschläge und ausserordentliche Zugeständnisse geben. Die kapitalistischen Länder, einfältig und dekadent wie sie sind, werden mit Vergnügen an ihrer eigenen Zerstörung arbeiten. Sie werden auf den Leim der Gelegenheit zu unserer Freundschaft kriechen, und sobald ihre Wachsamkeit nachlässig und sich ihr Schutzgürtel entblösst, werden wir sie mit geballter Faust zerschmettern.“
- 6) G. Däniker: Der Feldherr Psychologos. Gestern – Heute – Morgen, in: SAMS-Informationen 12, 1988, S.9f.
- 7) Vgl. dazu D. Frei: Feindbilder und Abrüstung. Die gegenseitige Einschätzung der UdSSR und der USA, München 1985, S. 20ff. und S. 71ff.
- 8) Vgl. Sam Keen: Bilder des Bösen. Wie man sich Feinde macht. Basel und Weinheim 1987.
- 9) Zitiert nach Keen (Anm. 8), S. 24. Vgl. dazu auch den im ‚Widerspruch‘, H. 13, S. 86, Zürich 1987 teilweise abgedruckten Artikel aus SIE+ER vom 8.12.1950. Unter dem Foto einer Massenkundgebung in China findet sich folgende Bildlegende, die im Begleittext noch detailliert ausgeführt wird: „Es gibt in China 450 Millionen Menschen. Wollte man sie einzeln erschiessen, käme man damit nie zu Ende, weil man dazu so viele Jahre brauchte, dass inzwischen immer neue Generationen entstehen würden.“
- 10) Georg Wagner: Der rationale Wahn. Nuklearaggression und Abwehrsystem, Frankfurt/M 1987, S. 166.
- 11) Paul Virilio: Krieg und Kino. Logistik der Wahrnehmung, München 1986, S.160.
- 12) Bemerkenswert ist dabei die tendenzielle Annäherung von Selbstdarstellung und Feind-

- bild, die aber mit jeweils umgekehrten Vorzeichen gewertet werden.
- 13) Vgl. dazu Wagner (Anm. 10).
 - 14) „Weil sich die Erscheinungsformen kriegerischer Auseinandersetzungen vervielfacht haben, spricht man aber heute besser vom Bedrohungsspektrum als vom Feind- oder Bedrohungsbild (abgesehen davon, dass der Begriff ‚Feindbild‘ ideologisch aufgeladen ist).“ So F.A. Seethaler in ASMZ 2/1987, S. 135.
 - 15) G. Däniker in Weltwoche, 3.3.1988.
 - 16) So warnt auch die NZZ vor dem „Sog der Abrüstungsdynamik“ und erinnert daran, dass die Schweiz „aus legitimem sicherheitspolitischem Eigeninteresse gut daran tut, sich nicht von ersten Wellenbewegungen mitreissen zu lassen.“ NZZ, 23.1.1989.
 - 17) Vgl. dazu prägnant A. Guha: Abschreckung und Feindbild im nuklearen Zeitalter, in: ders. /S. Papcke (Hrsg.): Der Feind den wir brauchen oder: Muss Krieg sein?, Königstein 1985, S. 171ff. In bezug auf die Schweiz ist hier allerdings eine Differenzierung anzubringen. Denn angesichts der offensichtlichen Absurdität eines Versuchs des neutralen Kleinstaats sich im Worst-case verteidigen zu wollen, geht man aus von einem relativen Worst-case. Angenommen wird, dass die Sowjetunion – hier wird der potentielle Feind dann plötzlich wieder genannt – mit zwei ihrer Armeen die Schweiz angreifen würde. Vgl. A. Stahel: Das militärstrategische Denken in der Schweiz: Gegenwart und Zukunft, in: Schweizerisches Jahrbuch für Politische Wissenschaften 28/1988, S. 157ff. Der relative Worst-case wird dann so formuliert, dass er einerseits die gegebenen Möglichkeiten nicht übersteigt, andererseits aber in genügend hohem Ausmass die Beschaffung neuer Rüstung legitimiert.
 - 18) NZZ, 25./26. März 1989.
 - 19) R. Steiger: Werden junge Menschen im Militärdienst überfordert? Frauenfeld 1986, S. 100.
 - 20) Vgl. J. Tanner: Militärpopulismus und Kriegstechnologie, in: Widerspruch, H. 9, S. 107ff., Zürich 1985.
 - 21) J. Galtung: Es gibt Alternativen, Opladen 1984, S. 261.
 - 22) A. Stahel (vgl. Anm. 17), S. 162f.
 - 23) G. Däniker in: NZZ, 25./26.3.1989.
 - 24) Die Angleichung des Friedens an den Kriegszustand vollzieht sich gemäss dieser Vorstellung der indirekten Kriegsführung oder der Diversion nur über feindliche Aktivitäten. Dieser Konzeption entgeht somit ein wesentlicher diese Entwicklung bedingender Faktor. Denn der Kriegs- und Notschutzzustand wird heute massgeblich etabliert durch die Bereitstellung der militärischen Mittel zur Kriegsverhinderung. Der „reine Krieg“ – wie Paul Virilio sich ausdrückt – besteht „nicht mehr in seinem Vollzug, im Übergang zur Kriegshandlung, sondern in seiner Vorbereitung“ (P. Virilio/S. Lotringer: Der reine Krieg, Berlin 1984, S. 93). Virilios Auffassung der Angleichung von Krieg und Frieden ist zuzustimmen, weil ihr kritisches Potential grösser ist, da sie nicht einfach in das Freund-Feind-Schema verfällt, die Schuld für die Omnipräsenz der Kriegsstrukturen einem Feind zuzuschreiben.
 - 25) Diversion, Festungsbrigade 23, Andermatt 1988.
 - 26) In: Der Feldstecher, Zeitung der Fest Br 23, WK/EK 1988, Nr. 1, Juli/August 1988.
 - 27) Vgl. dazu R. Brassel a.a.O., S. 109ff.
 - 28) H. Nicklas: Die politische Funktion von Feindbildern, in: Guha/Papcke (s. Anm. 11), S. 101.
 - 29) A.Ostermann/H.Nicklas: Vorurteile und Feindbilder, Basel und Weinheim 1984, S. 33 sprechen diesbezüglich von „Mythen der heutigen Gesellschaft“. Vgl. auch F. Pasierbsky, Krieg und Frieden in der Sprache, Frankfurt/M 1983.
 - 30) NZZ, 25./26.3.1989.
 - 31) Kurt R. Spillmann: Friedenspolitik statt Landesverteidigung? in: ASMZ Nr. 2/1989, S. 63ff.
 - 32) P. Alter: Nationalismus, Frankfurt/M 1985, S. 29ff.
 - 33) Insofern ist G. Dänikers Feststellung, dass die Bedrohung nicht einem blossen Feindbild entspringe, sondern in einer Welt nationalstaatlicher Interessen und Machtansprüche wurzle, durchaus zuzustimmen. (Vgl. oben Anm. 15).
 - 34) Botschaft über die Volksinitiative ‚für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik‘, Bern 1988, S.9.
 - 35) Vgl. dazu G. Däniker: Dissuasion. Schweizerische Abhaltestrategie heute und morgen.

- (Ein Handbuch für Kader der Gesamtverteidigung), Frauenfeld 1987.
- 36) Ebda., S. 57.
- 37) Zu beachten ist jedoch, dass der Hauptakzent hier auf „dissuasiv“ und nicht auf „Kommunikation“ zu legen ist. Eine Verschiebung der Prioritäten kann sich fatal auswirken, wie der Fall Jeanmaire gezeigt hat.
- 38) Ebda., S. 116f.
- 39) Ebda., S. 248ff.
- 40) D. Senghaas: Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik organisierter Friedlosigkeit, Frankfurt 1969, insbes. S. 91ff.

Josef Lang

Mythos Armee und die „Bürgersoldaten“

Die bundesrätliche Botschaft gegen die Armeeabschaffungs-Initiative – ein Dokument helvetischen Geschichts-Revisionismus

Die bundesrätliche «Botschaft über die Volksinitiative „für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik“» vom 25. Mai 1988 ist ein aufschlussreiches Dokument helvetischen Geschichts-Revisionismus (1). Es nimmt den in den 60er Jahren – zumindest in der Fachwelt – gerissenen Faden der «Geistigen Landesverteidigung» wieder auf und wendet sich gegen die kritischere Geschichtsschreibung der jüngsten Zeit wie auch gegen die liberalen Historiker des letzten Jahrhunderts. Mit seiner «Botschaft» beweist der Bundesrat, dass die Verteidigung der Armee nicht nur finanziell, sondern auch ideell ihren Preis kostet. Die Rechtfertigung der reaktionärsten und autoritärsten Institution des Landes bedingt heute die Bejahung des Ancien Régime, der Restauration und des Helvetischen Totalitarismus und die Unterschlagung von Aufklärung, Helvetik, Regeneration und der bundesstaatlichen Gründerzeit.

«Selbstbehauptung» statt Volkssouveränität

Unter dem Zwischentitel «Die Schweiz unter Fremdherrschaft» liefert der Bundesrat ein verklärendes Bild der Alten Eidgenossenschaft (1291 - 1798) und ein verheerendes der Helvetischen Republik (1798 - 1803) und der Mediation (1803 - 1813). So wird die «Einigkeit» der letzten «zweieinhalb Jahrhunderte» vor der «französischen Invasion» (S. 7) von 1798 beschworen. Dass die Mehrheit der Bevölkerung in Untertanengebieten lebte, beziehungsweise Patriziatsregierungen und anderen Obrigkeiten untertan war,